

Frau Leuthard, denken Sie an den Frosch!

Eine Bundesrätin sollte nicht vor aller Welt den US-Präsidenten abkanzeln. Solche Diplomatie gefährdet die Guten Dienste



Paul Widmer

Doris Leuthard hat Intelligenz, Charme und Charisma. Was sie sagt, kommt an. Selbst wenn man mit ihr nicht einverstanden ist, muss man meistens zugestehen, dass sie ihre Sache gut macht. Auch auf der internationalen Bühne vertritt sie die Schweiz geschickt und elegant. In letzter Zeit jedoch, vor allem seit sie die Energieabstimmung gewonnen hat, scheint sie die Bodenhaftung zu verlieren. Ihre internationalen Auftritte bekommen eine kecke Note. Nehmen wir zwei Beispiele.

An der Uno-Generalversammlung hatte die Bundespräsidentin einen grossen Auftritt. Sie durfte am ersten Tag reden, kurz nach Donald Trump. Das war ein Privileg. Denn nach ein bis zwei Stunden sackt die Aufmerksamkeit der Zuhörer ab. Was Leuthard in ihrer vorbereiteten Ansprache sagte, war einwandfrei. Sie betonte die Bedeutung der Uno, dem wichtigsten Organ in der heutigen Friedensordnung, und forderte Reformen, damit die Uno ihre Aufgabe wirksamer wahrnehmen könne. Doch dann wich sie von

der Vorlage ab und reagierte auf die Rede Trumps. Damit selbst eindösende Delegierte merkten, wen sie in den Senkel stellte, wechselte sie von Französisch auf Englisch.

War das nötig? Fraglos enthielt Trumps Rede Kritikwürdiges. Aber eine Schweizer Bundespräsidentin sollte nicht den amerikanischen Präsidenten vor aller Welt zurechtweisen. Ihr stehen andere Kanäle offen. Das richtige Medium für Staatsmänner und Diplomaten ist das Gespräch miteinander und nicht der öffentliche Tadel. Eine Abkanzelung mag beim heimischen Publikum gut ankommen. Im Weissen Haus dagegen schlägt man damit Türen zu, statt sie zu öffnen. Das ist schlechte Diplomatie. Ausserdem dürfte man über Leuthards Auftritt in den meisten Aussenministerien, so befürchte ich, weniger vor Ehrfurcht erstarren als auf den Stockzähnen lächeln.

Zweites Beispiel: Im September verkündete die Magistratin, die Schweiz sei bereit, in der Nuklearkrise um Nordkorea zu vermitteln. O. k. Vermittlung ist zwar ein grosses Wort, aber für bescheidenere Gute Dienste bringt die Schweiz gute Voraussetzungen mit. Schliesslich überwachen wir den Waffenstillstand in Korea seit 1953. Aber muss man das derart in die Welt hinausposaunen, ausgerechnet in einem Gespräch mit den in der Schweiz akkreditierten Auslandskorrespondenten der internationalen Medien? Gute Dienste sind eine diskrete Sache. Wer zu stark pusht, schadet sich selbst.



Die Schweiz ist weder von ihrer Grösse noch von ihrem demokratischen Staatswesen her in der Lage, Champion in der Weltpolitik zu spielen.

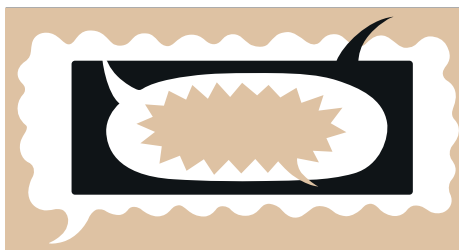
Dazu ein Lehrstück aus dem Leben von Bundesrat Arthur Hoffmann, der im Ersten Weltkrieg für sich und die Schweiz eine grössere Rolle auf der Weltbühne anstrebte und mehrmals zu vermitteln suchte. Einmal schickte er seine Diplomaten in die Aussenministerien der kriegführenden Länder, um eine Friedensaktion der Schweiz anzukündigen. Als der Gesandte in Paris die Note überreichte, nahm ihn der Generaldirektor zur Seite und erzählte ihm Aesops Fabel vom Frosch und vom Ochsen - von jenem Frosch, der so gross sein wollte wie der Ochse und deshalb so viel Wasser trank, bis er platzte. Der Gesandte rapportierte getreulich nach Bern. Dort fand man die französische Reaktion unverschämt - was sie in der Tat war.

Die Moral der Geschichte: Die Schweiz ist weder von ihrer Grösse noch von ihrem demokratischen Staatswesen her in der Lage, Champion in der Weltpolitik zu spielen. Wir haben die Machtmittel nicht, um grössere Initiativen mit Nachdruck durchzusetzen, noch stechen wir durch besondere moralische Qualifikationen hervor. Übertreibt man, wird man lächerlich. Das Einzige, was wir besitzen, ist Glaubwürdigkeit, erworben mit einer zurückhaltenden Neutralitätspolitik. Diese sollte man pflegen, statt sie mit forschenden Auftritten zu schmälern.

Paul Widmer hat kürzlich eine Biografie von Bundesrat Hoffmann publiziert: Arthur Hoffmann. Aufstieg und Fall. NZZ-Libro, 380 S.



ILLUSTRATION: GABRILOPP



Showdown Claudia Mäder

Das deutsch-französische Verhältnis war ziemlich lange schlecht. Seit dem 9. Jahrhundert ungefähr. Ludwig der Deutsche lag sich mit Karl dem Kahlen in den Haaren, Napoleon Bonaparte war dem Freiherrn vom Stein spinnefeind, Otto von Bismarck setzte Napoleon den Dritten ausser Gefecht, Georges Clemenceau bekämpfte Wilhelm den Zweiten - erst unter der Herrschaft Hitlers näherten sich die Geister langsam an. Doch ein Herz und eine Seele wurden später weder Kohl und Mitterrand noch Nicolas und Angela. Merkel und Macron aber haben jetzt auf der Frankfurter Buchmesse die Genies ihrer beiden Länder verquickt: Auf einer Gutenberg-Press, diesem Symbol deutscher Präzisionstechnik, haben sie die Menschenrechtserklärung gedruckt und also den famosen französischen Esprit materialisiert. Kultur verbinde, sagten sie, und gerade in den Büchern ihrer Länder hat sich die Verbrüderung ja schon lange angedeutet:

«Le Rouge et la Noire» - Stendhal hat die Farbenkonstellation korrekt antizipiert; dass der Rote sein Parteibuch vor der Wahl zum Präsidenten abgeben würde, konnte er wirklich nicht ahnen.

«Narziss und Goldschopf» - Hesse verstand das Paar schön zu zeichnen; den kleinen Fehlgriff im Gesichtsfeld wird man ihm nachsehen.

«Les liaisons heureuses» - Choderlos de Laclos sah die Verbindung kommen, hat aber möglicherweise ihr erotisches Potenzial falsch eingeschätzt.

«Mutter Courage und ihr Kind» - Brecht wusste Machtverhältnisse immer schon scharf zu analysieren.

«Im Westen viel Neues» - Remarque hat den Blick in die richtige Richtung gelenkt, nur Wandel konnte der weitsichtige Autor keinen erkennen.

«Finis Germania» - Quelle bêtise! Rolf P. Siefert hat die Zeit komplett verkannt.

Medienkritik

Das Geschlecht macht nicht kompetenter



Katharina Bracher

«Das muss glaubs e Frau mache», habe ich das erste Mal gehört, als ich während meines Studiums im Newsroom der «Tagesschau» gearbeitet habe. Damals ging es um einen Beitrag über Kindsmisbrauch. Später war ich Reporterin bei «20 Minuten Online». Auch da war die Frauenperspektive gefragt. Eine Frau rief auf der Redaktion an, sie war auf offener Strasse verprügelt worden - von ihrem Freund, der auch ihr Zuhälter war. Ich wurde hinzugerufen, weil, nun ja, «als Frau» könne ich sicher besser mit ihr reden. Im Gespräch wurde schnell klar: Was die Frau braucht, ist kein Artikel, sondern medizinische und psychologische Hilfe. Zum Schluss riet ich ihr, Anzeige zu erstatten. Meine männlichen Kollegen wären ähnlich verfahren. Jeder Journalist, falls nicht alles verkehrt gelaufen ist in Erziehung und Herzensbildung, hätte der Frau geraten, Hilfe zu holen, statt mit Medienvertretern zu sprechen.

Wir sind nicht qua Geschlecht kompetenter in unserem Urteil, selbst dann nicht, wenn es um Themen geht, von denen hauptsächlich das eigene Geschlecht betroffen ist. Wir haben noch andere per-



Man befragt mich nicht als Expertin für Feuerbrand, nur weil in meinem Heimatkanton sehr viele Apfelbäume stehen.

sönliche Merkmale, die Einstellungen beeinflussen. Zum Beispiel stamme ich aus dem Thurgau, bin aus der Kirche ausgetreten, habe einen akademischen Abschluss, gehöre zum unteren Mittelstand, bin kein Digital Native und wohne in der Stadt. Man befragt mich aber nicht als Expertin für Feuerbrand, nur weil in meinem Heimatkanton sehr viele Apfelbäume stehen.

In den letzten Tagen wurde unter Journalisten, nicht nur bei der «NZZ am Sonntag», über die Frage diskutiert, welche Autoren den Fall Harvey Weinstein, der über Jahre Frauen sexuell belästigt hat, kommentieren sollten. Braucht dieses Thema eine geschlechterspezifische Haltung?

Hier ist sie nun also, die Ausnahme von der Regel. Im Fall Weinstein ist dringend eine Männerperspektive gefragt. Weil die weibliche Opferrolle die Berichterstattung zu lange dominiert hat. Weil zu häufig der Eindruck vermittelt wurde, die Mehrheit der Männer fände sexuelle Belästigung und Sexismus nicht der Rede wert. Und weil auffällt, wie viele unserer männlichen Bekannten in den sozialen Netzwerken mit Furor über alles diskutieren - bloss nicht über Themen wie sexuelle Belästigung oder Sexismus. Schweigen, das wissen Journalisten nur zu gut aus ihrer Erfahrung als Interviewer, wird in der Regel als Zustimmung aufgefasst. Es ist endlich an der Zeit, dass männliche Kollegen in die Tasten greifen und sich gegen das negative Männerbild zur Wehr setzen, das durch die Berichterstattung über Frauenfeinde wie Harvey Weinstein entsteht.

Grenzerfahrung

Neues vom Tessiner Polit-Filz



Barbara Hofmann

Der Kanton Tessin ist ein in sich geschlossener Mikrokosmos. Darin gedeihen wie in einem Treibhaus die seltsamsten Pflanzen. Davon war hier schon öfter die Rede. Dem Kanton Tessin täten Nachbarn gut, die ab und zu über den hohen Gartenzaun - gemeint sind die Alpen - schauen oder an der Tür klingeln und freundlich fragen: «Was ist denn los bei euch?»

Die Wahl des neuen Tessiner Bundesrats Ignazio Cassis weckte da Hoffnung. Ein Kollege formulierte diese mit ironischem Unterton: «Jetzt ist die italienische Schweiz glücklich und zufrieden, räumt auf im Kanton, die Lega löst sich auf, und alles wird besser.» Doch mit dem Aufräumen hapert es noch. Wäre das Tessin eine Familie, würde man von innerfamiliären Problemen sprechen. Irgendwie scheinen die Tessiner Politiker zuweilen zu denken, das allgemein geltende Verwaltungsrecht betreffe nicht sie, sondern nur den Rest der Schweiz. Es gibt beispielsweise schweizweit klare Regeln bei der Vergabepraxis für öffentliche Aufträge. Doch im Tessin hält man sich nicht daran. Gebrochen werden die Regeln nicht nur im politischen Umfeld von Lega und SVP,

sondern auch von Vertretern der CVP. Das krassste Beispiel ist der Fall Argo 1. Hier hat der CVP-Staatsrat Paolo Beltraminelli über mehrere Jahre stillschweigend ohne Absprache mit den Regierungskollegen das Mandat einer Sicherheitsfirma verlängert, die im Tessiner Asylzentrum Camorino eingesetzt wurde. Insgesamt flossen 3,4 Millionen Franken an die Firma.

Brisant wurde das Ganze, als bei einer grossangelegten Antiterror-Razzia die Bundesanwaltschaft und die Tessiner Staatsanwaltschaft zwei Personen verhafteten. Dem 36-jährigen Geschäftsführer der Argo 1 werden unter anderem Freiheitsberaubung und Gewalt gegenüber mindestens einem Asylbewerber vorgeworfen. Einer seiner Angestellten wird beschuldigt, im Tessin Mitglieder für die Terrororganisationen al-Kaida und Islamischer Staat rekrutiert zu haben. Nach und nach kommen derzeit weitere Vergabefehler an die Öffentlichkeit. Trotzdem stellt sich die Regierung schützend vor ihren Kollegen. Bis jetzt weist sie die Forderung zahlreicher Tessiner und der Medien nach einem Rücktritt Beltraminellis zurück. Vielleicht ist es naiv zu glauben, dass eine Regierung in Sachen Ethik und Moral eine Vorbildfunktion haben sollte. Für den Durchschnittsbürger Giovanni Bernasconi - auf Deutsch: Otto Normalverbraucher - ist das traurige Tessiner Regierungsschauspiel nicht nachahmenswert. Fehlt ihm auch nur ein Beleg, machen ihm Steuer- oder andere Ämter sofort Schwierigkeiten.

Barbara Hofmann leitet das Tessiner Büro der Schweizerischen Depeschagentur.